



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Decadencehelden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gründe erinnerte. Man kann die Periode vor 1870 recht gut mit der vor der französischen Revolution vergleichen, nur daß das deutsche Bürgertum der Noblesse des ancien régime natürlich im Gutem und Bösem nicht gleichsam; aber wie diese die große Revolution nicht sah und an ein anbrechendes goldnes Zeitalter der Freiheit und Humanität glaubte, so erwartete die deutsche Gesellschaft alles Heil von dem bevorstehenden Sieg der liberalen und nationalen Ideen und freute sich, unter den Segnungen der Industrie des bisher in Deutschland üblichen knappen Zuschnitts der Lebensführung endlich ledig, feines Lebens. Noch ruhten die sozialen Fragen im Zeitenschoße, trotzdem daß die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten immer größer wurde, trotz Lassalle, der eben nur eine interessante Erscheinung war; noch waren freilich auch das neumodische Prozedentum und die wilde Genußsucht erst in der Entwicklung, die alte freie humane Bildung hielt noch vor. Es war, wie gesagt, ein schöner Abend der alten deutschen Kultur, ein prächtiger Herbsttag vor Einbruch der Herbststürme, und das damalige deutsche Dichtergeschlecht, eben die Münchner, hat ihn genossen und uns ein Bild von ihm hinterlassen, das uns, die wir in einer viel schwerern Zeit stehen, wohl mit Neid und Wehmut erfüllen kann. Wir sollten aber doch nicht ungerecht darüber werden. Kein Volk, keine Zeit bringt lauter Titanen hervor, und der feingebildete Vertreter einer Bildungskunst, einer Kulturpoesie ist doch auch nicht zu verachten. Damit sollen die Sünden der Münchner, vor allem ihre Furcht vor dem wahrhaft Großen und Bedeutenden, ihr allzu eifriges Streben nach dem Erfolg nicht entschuldigt sein, wir wollen nur nicht vergessen, daß sie die deutsche Dichtung doch im ganzen auf der Höhe der Kultur erhalten haben und Künstler waren. Daß es eine alte, vielleicht dem Untergange geweihte Kultur war, ist nicht ihre Schuld.

(Fortsetzung folgt)



Decadencehelden



m März 1801 schickte Schiller von Jena aus den Roman „Florentin“ von Dorothea Veit (deren Ehescheidung und Verbindung mit Friedrich Schlegel eben bevorstand) mit der Charakteristik „eine seltsame Frage“ an Goethe, und dieser antwortete, nachdem er etwa hundert Seiten des Buches gelesen hatte: „Obgleich Florentin als ein Erdgeborener auftritt, so ließe sich doch recht gut seine Stammtafel machen, es können durch diese Filiationen noch wunderliche Geschöpfe entstehen. Was sich aber ein Student freuen muß, wenn er einen solchen Helden gewahr wird! Denn so ungefähr möchten sie doch gern alle aussehen!“

Seitdem hat eine lange Folge höchst verschiedenartiger Romanhelden einander abgelöst, und immer haben sich der Student, der junge Künstler, der Offizier, deren Ideale meist und zunächst in den bevorzugten Moderomanen verkörpert wurden, über diese Helden gefreut. Wer den rechten Scharf- und Tiefblick hätte, könnte aus dem Wechsel der Helden in guten und schlechten Romanen eine deutsche Kulturgeschichte herauslesen. Man denke nur an die burschenschaftlichen Helden der zwanziger Jahre, die alle den heiligen Krieg und den großen Wartburgtag hinter sich hatten und, weil zunächst für die deutsche Freiheit und den deutschen Kaiser zu wirken war, unter den Philhellenen für Griechenlands Befreiung fochten. Man erinnere sich der jungdeutschen liberalen Helden aus den dreißiger Jahren, die die Pariser Barrikaden der glorreichen Julitage gesehen oder neben Krapulinski und Waschlapski bei Ostrolenka in den Reihen des polnischen vierten Regiments gestanden hatten. Man vergleiche die Weltfahrer aus den vierziger Jahren, deren echtste Typen sich in Sealsfields transatlantischen Romanen erhalten haben, mit den idealen Bauern und Dorfschullehrern der neuauftommenden Dorfgeschichte, die konservativen Landedelleute und orthodoxen Geistlichen in den Tendenzromanen der fünfziger Jahre mit den gleichzeitigen Flüchtlingshelden aus dem demokratischen Lager, die der preußischen Fortschrittspartei angehörigen Referendare und litterarisch angehauchten Gymnasialoberlehrer Spielhagens aus den sechziger Jahren mit den aus dem großen Kriege von 1870 heimgekehrten jungen Männern. Überall haben wir Gestalten, in denen wechselnde Stimmungen, Wünsche und Ideale verkörpert wurden. Eine tiefer eindringende Studie würde sowohl den Nachweis führen können, wo je zwei gegensätzliche Typen zu einem dritten höhern Typus zusammenfließen, als auch die allgemein menschlichen Züge und Vorzüge leicht erkennen, durch die die Dichter und Romanschreiber ihre Helden instinktiv einem größeren Kreise sympathisch zu machen und sie vor der raschen Vergänglichkeit modischer Anschauung und Haltung zu bewahren suchten. Und in allem Wechsel waren es in der That Helden, an denen sich „ein Student“ freuen konnte, selbst die problematischen Naturen, die kleinen Don Quixoten und die ersten unbewußten Anläufe zum Übermenschentum mußten eher anziehen als schrecken, denn so wie die Laune des Tages und Phantasie der Erzähler die Helden gerade ausstaffirte, mochten sie doch gern alle aussehen.

Aber seit einem Jahrzehnt und von Jahr zu Jahr stärker ist eine bemerkenswerte Wendung eingetreten. Durch elf von einem Duzend neuer Romane schreiten Helden hindurch, denen man weder Bewunderung noch Nachahmung wünschen kann, und von denen man nur hoffen kann, daß kein Student so aussehen möchte. Die Wahrheit zu sagen giebt auch keiner, weder Student, noch Künstler, noch Philister zu, daß er so aussehen möchte, aber mit tragischer Miene wird uns versichert, daß die Macht des „Milieus“ und der „Moderne“ sie zwingt, so und nicht anders zu sein, daß es ein heiliges oder verruchtes Muß sei, das über diesen Menschen walte, ihnen diese Gefinnungen, diesen Wechsel von Größenwahn und Wurmgefühl, diese Mischung von Propheten- und Lumpentum, von herber Wahrheit und schmeichelndem Selbstbetrug als Schicksal auferlege. Stellen wir uns drei solcher Helden vor Augen und fragen wir uns, ob auch nur in einem von ihnen ein Trieb lebt, aus dem eine Kraft für viele erwachsen, ein Funke glüht, an dem sich ein Feuer für alle entzünden kann.

Ein Prachtstück in der Verherrlichung modernen Heldentums ist der Roman Im Malstrom von S. Przychyżowski (Berlin, Verein für freies Schrifttum), der den dritten Teil eines Zyklus mit dem Titel: Homo sapiens bildet. Es ist

nicht gesagt, ob er aus irgend einer slawischen Sprache übersetzt sei; wäre er es, so würde damit der Beweis gegeben sein, daß der prettiöse und nervöse Plakatstil den poetischen Ausdruck in den slawischen Litteraturen genau so roh und komödiantisch verwüßtet wie in der deutschen Litteratur. Der Roman kann harmlosen Seelen geradezu den Glauben erwecken, daß es sich um eine wohlfeile Parodie auf die Übermenschenphilosophie handle und um die impotente Annäherung, die ihre Größe in dem wilden, ja rasenden Wechsel der Stimmungen sucht. Der Held heißt Erik Falk, nennt sich — gelegentlich — den letzten Menschen, den Menschen auf dem Aussterbeetat und ist verzweifelt, daß ihn Gewohnheit, Umgebungen und des Gedankens angeborne Blässe hindern, zu werden, was er im Innersten zu sein hofft: ein Schurke, ein Halunke. „Ihr hindert mich daran, böse zu sein, ja groß im Bösen zu sein, zu schaffen durch das Böse. Ich verachte eure schaffende Güte, weil sie doch immer den Weg ins Böse nimmt. Ja jetzt fühle ich erst, wie verächtlich eure Güte und eure Liebe ist.“ Falk ist nach seiner eignen Aussage ein Mann, der „kein Glück braucht, auf das Glück spuckt,“ der das Spucken überhaupt liebt: „Alles ist Blödsinn, ich spucke auf alles, ich spucke auf den Übermenschen und auf Napoleon, ich spucke auf mich und das ganze Leben,“ der aber dabei die üble Gewohnheit nicht loswerden kann, sich von den letzten Gründen seines Thuns und Lassens Rechenschaft zu geben und seine Geliebte Janina vielleicht bloß deshalb liebt, „weil sie so ungemein mager ist.“ Dennoch sollen wir in der Geschichte Erik Falks eine große Tragik empfinden, er hat eine Frau geheiratet, die vor ihm einem andern gehört hat, und entdeckt zu spät, daß er, der Gewaltige, darüber so wenig hinwegkommen kann wie andre armselige und simple Leute auch. Er empfindet dämonischen Haß wider diesen andern, es treibt ihn, seine Frau zu strafen durch die Liebchaft mit einer andern, die nun auch er wieder betrügt. So lösen sich wilde Selbstüberhebung und phantastische Selbstverachtung in seinem Thun oder vielmehr Nichtsthun und seinem zwecklosen Treiben ab. Dazwischen wird Cognak, viel Cognak getrunken, auch Morphium genommen; Bier und starke Cigaretten verstehen sich von selbst. Schließlich kommt es zur Katastrophe: Flucht der Frau, Ohrfeigen, ein Duell, in dem Erik Falk einen großen Kunicki, der in seinen Kreisen als citoyen cosmopolitique herumwandelt, vor die Pistole bekommt. Er schießt den Weltbürger ins Knie und empfindet große Befriedigung bei dem Gedanken, daß der Mann mit den hinkenden Prinzipien in Zukunft selbst herumhinken werde. Damit wir aber nicht in Zweifel bleiben, daß es ein unabwendbares Muß gewesen ist, was den Edeln in all diese Fährlichkeiten und weltverachtenden Gedanken geführt hat, läßt er sich schließlich dahin vernehmen: „Der Etel vor Menschen frißt an mir wie Gangrän. Ich hätte vielleicht etwas machen können, aber die sinnlosen Ausschweifungen haben meinen Willen zersprengt. Ich ging und zerstörte und litt, aber ich mußte es thun, halb aus einem dämonischen, unverständlichen Drang. Die Menschen unterlagen meinen Suggestionen. Ich bereue auch nichts, vielleicht würde ich von neuem anfangen, wenn ich irgend woher frische Kräfte bekäme.“

Das wäre so einer von den jüngsten Helden. Sein Leben, sein Wesen und seine Seele bleiben uns so unklar wie irgend ein quälendes Traumbild, von dem wir empfinden, daß es eine Frage ist, ohne doch bestimmte Züge dieser Frage festhalten zu können.

Im Vergleich mit Erik Falk ist Herr Hilmar Berndt (das Überwiegen nordischer norwegischer Namen ist bezeichnend!), der Held des großen Künstlerromans Unter römischem Himmel von Konrad Telmann (Dresden und Leipzig, Reißner, 1896), noch ein Mensch mit großem Streben und einem erhabnen Ziel. Wie er

in die verbummelten, herabgestimmten und bestienhaft einander bekriegenden deutschen Künstlerkreise und Malerkliquen der ewigen Stadt eintritt, erscheint er als ein Talent. Er hat sich vom Lithographen, wozu ihn ein ehrenfester Berliner Bürger in seinem Geschäft ausgebildet hat, zum Maler emporgeschwungen, hat Gönner, namentlich einen Gönner, den Kommerzienrat Wollheim, gefunden, der ihm das erste Emporsteigen auf der steilen Glücksleiter modernen Künstlertums ermöglicht hat. Er hat trotz der schlimmen Voraussage seines Lehrers an der Kunstakademie: „Das ist nicht das Holz, aus dem man die wirklich großen Künstler schnitzt, seine Augen sehen zu viel auf einmal. Das ist Material für die Legion derer, die alles wollen und deshalb nachher nichts können,“ gewaltige Fortschritte gemacht, aber im ersten Rausche des Erfolgs auch eine Schuld auf sich geladen, die das Verhängnis seines Lebens wird. Verliebt in seine Wohlthäterin, die Frau des Kommerzienrats Wollheim, hat er diese Frau in seine Arme gerissen, und bei ihr ist das, was ihm als eine wilde Jugendepifode erschien, Schicksal geworden. Sie will los von dem Gatten, den sie betrogen hat, will die Frau des Künstlers werden, um deswillen das alles geschehen ist. Als der Kommerzienrat die Wahrheit entdeckt, ist er in Ekel und Entrüstung mit diesem Ausgang einverstanden. Und so hat Hilmar seine Fahrt nach Rom unter dem ungünstigsten Gestirn angetreten, das je einen Künstler nach der ewigen Stadt geleitet hat. „Er mußte sich sagen, daß er seine Hände nach einer Frau ausgestreckt hatte, für die zu sorgen ihm unmöglich fiel, von der er selber vielmehr die Mittel zu seinem Lebensunterhalt annehmen mußte, um nicht zu verhungern. Und diese Mittel konnten nur aus der Großmut desjenigen fließen, der ihn bis heute erhalten und erhoben hatte, und den er zum Dank dafür betrogen und beraubt hatte. Es war umsonst, sich dagegen zu sperren.“ So erscheint der rasende, fieberhafte Ehrgeiz, der ihn beseelt, der ihn zur Arbeit peitscht und bei der Arbeit wieder lähmt, einigermassen begreiflich. Um so unbegreiflicher wird sein Verhalten während seines römischen Aufenthalts. Der „weltüberwindende Erfolg,“ der seine Zukunft gründen, rückwärts seine Vergangenheit adeln soll, ist natürlich ein kranker Traum seines überreizten Gehirns. Bei dem völligen Mangel an stiller Hingebung, an gleichmäßig wachsender Arbeit, mit der eines Künstlers Seele wie seine Kraft wächst, bei der wilden Gier, mit der Hilmar zuerst als Maler, dann als Bildhauer nach einem Erstlingswerke lechzt, das alles Dagewesene überbieten soll, wäre seine Seele bedroht, auch ohne daß er einer neuen Leidenschaft verfiel. Er lebt unter Leuten, die auf die jüngste Kunst schwören, deren Lösung ist: „Feuer in den Vatikan,“ die gewiß sind: „was Rafael und Perugino konnten, können wir auch, allezeit können wir das noch — aber wir können weit mehr. Das, was es von Kunst bisher in der Welt gegeben hat, das lernt man spielend nachmachen, damit ist es nichts, wir wollen erst eine Kunst schaffen!“ Aber er vermag sich nicht wie diese zu verblenden, so daß sein ungestümer Ansturm immer an einem gewissen Punkt innehält, sein riesiges Wollen plötzlich zusammenbricht. Und in dieses von innen heraus zerstörte Leben, in dieses Geschick, dem er nur noch mit der herbsten Entsagung und der strengsten Pflichterfüllung eine menschlich edle, ja nur menschlich erträgliche Wendung geben könnte, zieht er ein blühendes Dasein, die junge Livländerin Maria von Holmen, hinein. Er verstrickt sie, obwohl er genau weiß, daß er ihr nichts sein kann und darf, in ein Bündnis mit sich, er nötigt ihr in rasender Künstlereitelkeit und dämonischer Selbstsucht Opfer ab, die die Geliebte allensfalls dem künftigen Gatten, aber nicht die Fremde dem zufälligen Bekannten bringen darf. Er verheißt ihr alles, wo er ihr nichts zu geben hat, und schmettert in haltloser Verzweiflung,

als ihm ein Berliner Telegramm meldet, daß inzwischen die Ehescheidung der Frau Myra Wollheim vollzogen worden sei, die Unselige roh nieder, treibt sie in den Tod und verfällt selbst dem Wahnsinn.

Der ganze Roman, so lebendig und fesselnd er in vielen Episoden und gut beobachteten römischen Bildern erscheint, leidet unter seinem Helden, dessen dämonischer Ehrgeiz mit so viel schlaffer Willenlosigkeit, dessen selbstfüchtige Härte mit so viel Lüge und Verblendung gepaart ist. Es mag und wird unter der jüngsten Generation dergleichen Helden geben, aber zum lebendigen Anteil erhebt uns Hilmar Berndt bei keiner Episode seines römischen Lebens, und man kann höchstens der unglücklichen Frau Glück wünschen, die ihr Schicksal an diesen Mann knüpfen wollte, daß ihr das erspart bleibt.

Ein dritter Held neuesten Gepräges wandelt durch den „psychologischen“ Roman Der fünfte Prophet von Hanns von Gumpenberg (Berlin, Verein für deutsches Schrifttum). Der Roman nimmt Bezug „auf merkwürdige Phänomene, die längst als objektive Erfahrungsthatfachen anerkannt sind, [und] mit denen sich auch die materialistische Psychologie früher oder später beschäftigen muß, und die Deutung derjenigen Phänomene, deren Herkunft bis jetzt noch in rätselhaftem Dunkel liegt, wird vollständig offen gelassen. Dem Verfasser kam es lediglich darauf an, ein typisches Bild ihrer Wirksamkeit inmitten der modernen Welt zu geben, mit aller labyrinthischen Verworrenheit und tragischen Ironie, welche diese Sphäre der Wirklichkeit auszeichnet. Der Held ist keine Photographie und soll nichts weniger bedeuten als das nachheifernswerte Ideal eines modernen Deutschen: freilich aber auch etwas mehr als ein warnendes Exempel. Denn er ist das folgerichtige Produkt aus den modernen Kulturverhältnissen und dem innersten deutschen Rationalcharakter, mit welchem wir unser bestes Teil verleugnen würden.“

Dieser Held ist Herr Heinrich Steinbach, ein idealer Dichter der modernsten Schule, der weiter nichts zur Voraussetzung für den Erfolg seiner Dichtungen braucht als eine neue Weltanschauung, eine neue Religion. Er erklärt sich zwar mit gewaltigem Pathos gegen die materialistische Philosophie und den öden Naturalismus, aber das hindert ihn keineswegs mit den Modernen einen Bund einzugehen. „Seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, die ihn trotz seiner Bildung und seinem Können (!) zum mittellosen Proletarier erniedrigten, dazu sein moralischer Ingrimm auf die »Alten« und auf die Heuchelei der konservativen Gesellschaft lieferten das erste Bindemittel, die Ehrlichkeit und brüderlich menschliche Teilnahme der Leute, die er da kennen lernte, schloß den Bund noch enger, und das radikal Zügellose in Überzeugungen und Reden, welches ihn vorher von diesen Kreisen zurückgestoßen hatte, entsprach einesteils ganz der zerrissenen Stimmung, in der er sich befand, andererseits seiner eignen Neigung nach Kraft und Ehrlichkeit. Ja im ersten Behagen schmeichelte er sich sogar, hier die Basis gefunden zu haben, von der aus er hinaufsteigen würde zu dem Platz, der ihm gebührte. Die fatalistischen Träume seiner starken Persönlichkeit regten sich wieder, und mit ihnen litterarhistorische Erinnerungen. Er glaubte zu ahnen, daß er aus den »Modernen« als der bestimmende Mann der Zeit hervorgehen würde, wie einst Goethe aus den Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts.“ Da er aber bald merkt, daß unter den Leuten, die den „Brunnengeruch“ poetisch wiederzugeben trachten und „Bildkünstler schaffenstraumtrotz“ und „Genefung“ dichten, so wenig seines Bleibens ist, als unter den Kritikern der Morgenfackel, da er um jeden Preis etwas Unerhörtes, Erlösendes thun muß, so läßt er sich von Fräulein Ella Drummond zu den Geheimnissen der Geisterwelt und des modernen

Spiritismus hinüberziehen, lernt auch bald durch Tischoffenbarungen und Geisterklopfen seinen Schutzgeist, ein junges orientalisches Mädchen Themus kennen und hält es für notwendig, einen neuen Weg einzuschlagen. Leisinger von der Morgenfackel sagt ihm zwar, daß die „Moderne“ nicht so einseitig sei, daß sie nicht auch Transcendentale und Nervenphantasten unter sich dulde: „Je verrückter, das heißt je mehr neue Stimmungen, Sensationen, menschliche Dokumente, desto besser!“, er läßt sich später sogar zum Kassirer des Vereins der Modernen machen, aber er jagt von Stund an der höchsten Wahrheit und den Wunderoffenbarungen der Tische, der Klopfgeister, der Medien nach, er läßt sich eine neue Weltanschauung, einen neuen Weltzusammenhang verkündigen und vernimmt „in tiefer, wortloser Erschütterung,“ daß er zum Propheten Gottes, zum fünften und letzten (nach Moses, Buddha, Jesus und Luther) bestimmt sei. Er merkt nicht, daß alle Prüfungen, die er mit sich anstellt, ebenso viel Selbsttäuschungen sind, er stirbt wie entrückt nach dem Doppelkranz des Dichters und Propheten, er veröffentlicht „das letzte Testament“ und trifft natürlich auf Widerstand, Hohn und Spott, das Volk strömt nicht herbei, die Massen werden von keinem tiefen Empfinden gemahnt, bei seinem öffentlichen Auftreten in einer großen Versammlung erregt der Prophet nur Gelächter, erscheint als Schwindler und Hochstapler. „Haltlos brach der gigantische Bau seiner Überzeugungen in sich selber zusammen, in ein abscheuliches Chaos widerlicher Selbsttäuschung und eigener Schuld, und aus den Trümmern seiner Erwartungen und Rechte richteten sich die Gespenster der bevorstehenden Massenübergabe (er hat während des Prophetenfiebers die Kasse der Modernen verbraucht), des Koffatwechsels (!), der Saalmiete, der Plakatrechnung, der Privatschulden und der gerichtlichen Verfolgung plötzlich zu brutaler, unmittelbar drohender Alltagswirklichkeit auf. Und kein Ausweg! keiner! Vor der Welt war er jetzt nur ein gewissenloser Lump, ein frivoler, eingebildeter Laffe, bestenfalls ein Narr, über den man lachte, auf den man mit Fingern zeigte.“ Heinrich Steinbach wählt statt dessen den Tod in den Wellen eines Flusses, von dem es gleichgiltig ist, ob er Spree oder Isar heißt.

Vergleicht man diese drei Helden der jüngsten Erzähllitteratur mit einander und fragt, wo die gemeinsame Wurzel dieser Trostlosigkeit, dieser gewalttätigen, durch und durch unfruchtbaren Scheingenialität zu suchen sei, so ist die Antwort nicht schwer. Der Wahn, daß nur der des Lebens wert sei, der sich selbst für den Mittelpunkt der Welt, wenigstens einer Welt halten darf, der Drang, nicht die eigne Kraft redlich zu entwickeln, sondern sie durch einen gewaltigen Anspruch von vornherein über jede Entwicklung hinauszustellen, die Furcht, im andern Falle und bei jeder Selbstbescheidung im Kampf aller gegen alle erbarmungslos unter die Füße getreten zu werden, sie zeitigen diese Art von Helden. Und insofern wäre es freilich zu verstehen, wenn sich mehr als einer in ihnen wiedererkennt.



Litteratur

Was ist die Seele? — Ein Professor pflegte seine Vorlesungen über Völkerrecht mit den Worten einzuleiten: Meine Herren, wir sind in der eigentümlichen Lage, einen Gegenstand behandeln zu sollen, der nicht existiert. So könnte heute